…ise.

…rleans, Mittwoch
…zte Mai d. Mts.
…ttör!

…nämlich in Frentsch fängt
…er mit „Esker" a, wann mer
Eier frage will — also: Esker, Ich
meen: Wisse Sie eigentlich, daß Wir,
de Stammtisch-Delegäschen, zu dem
Kronprinze sei-
ner Wedding mit
der Deitschland
vun Neu York
fort sein?

Schüstemang
sein Mir arreivt.
Nämlich in
Chairburg.
Scherburg sage
die Leit hier.
Nämlich in
Frentsch wern
allemal die hin-
nerste Buchstabe
nit ausgespro-
che, sonnern sein blos
for Ornament.
Mir fahrn vun
hier bei Eise-
bahn nach
Deitschland.

Der Schambettist is e Humbugger. Er hot gesagt, er thät Frentsch talke. Des heißt des thut er aach, awwer die Leit verstehn ihn net. Es is e Glück, daß Ich im Französische O Kä bin, wenigstens im Nothwendigste. For Instenz: „Die Wäh" heeßt Wei. Statt Moselche segt mer Mosä. Un biseits hen Ich in der Brasserie e elsässische Kellnerin diskovert, wo glei, wie Ich uff Frentsch nach'm Menjuh gefragt hen, uff Deitsch gesagt hot, es thät Schweinsknöchle mit Sauerkraut, Kalbsbrate mit geröste Kartoffel un Schweinsbrate mit Kartoffelsalat gewwe. „Horräh" hab Ich gerufe. „Grad wi in Deitschland."

So e Paar Franzoseäser, wo am nerte Tisch gesotze hawwe, hen agefange uf Frentsch ze schimpfe un hawwe was vun „Prussiähs" gesagt; sie sein awwer glei wieder gut geworn. Ich hab nämlich Dü Wäh for sie bezahlt.

Der Trip von Neu York hierher war sehr schö. Mer sein of course erster Kajüteklaß gefahrn. Es war förchterlich steilisch un Ich war der Favorit vun alle Stuarts, weil Ich am meiste gespend't un die höchste Tip's gegewwe hen. Blos üwwer de Tschalli hen Ich Mich geärgert. Er hot äbsolutli nit hawwe wolle, daß Wir Geld for Drinks un Ziggarn spende, weil der Käptn aach noch nie bei ihm gewese wär un nie in seim Platz was verzehrn thät. Er thät dra glaabe, sei Geld an Plätz ze spende, wo er was dervo wieder sehe thät.

Der Schambettist hot Mich aach geärgert. Er hot sich immer mit die Leit vun der zweite Kajüt gemein gemacht un des is of course übel vermerkt worn.

Am meiste hot Mich während dem Trip der Dörre Quetsche Hannes geärgert. Was hot denn des Kameel es nöthig gehatt, immer vun der Alti un vun Meine Kinner un Enkelkinnercher ze talke? Des hot Mir de ganze Fon gespoilt. Un dann hot er immer mitdem Messer gegesse, was in neuerer Zeit in der erste Kajüt nimmer Fäschen is. Ich möcht zwar wisse, warum? Dann es is manchmal e förchterlicher Job, die Sache mit der Gabel so ze kätsche, daß sie dra bleibe bis mer sie an de Mund bringt. Awwer es is halt emol Fäschen un da muß mer mit thun.

Uewrigens e richtige Gemüthlichkeit is in der erste Kajütt werklich nit. Ich muß offe sage, daß wie Ich des erste Mal nach Amerika bin un wir e Ziehharmonika gehatt un derzu gesunge hawwe, es viel gemüthlicher war. Un bedeitend billiger. Namentlich des Pokerspiele is in der erste Kajütt sehr expensiv. Awwer was geb Ich drum?

Ich bin nor begierig uff Unser Rezeptschen in Börlin. Glaabe Sie, daß der Imperer Uns e Deputäschen (vielleicht de Prinz Heinrich) an die Grenz entgege schickt?

Wir wolle noch heint Nacht vun hier fortfahrn. Wann Ich noch wüßt, wie mer uff Frentsch nach'n Dipot frägt un welchen Weg Wir fahrn müsse. Ich weeß nämlich gar nit recht, an welchem End vun Fräns Wir hier eigentlich sein. Well, es wird sich schun finde.

Einstweile Oh refohr! (Des is Frentsch un heeßt „So lang.")

Mit Rigards
Yours
John Ritsch Esq.

Mister Editer, Wir sein all right! Wir hawwe die elsässische Kellnerin aus der Brasserie als Dolmetscherin mitgenomme. Jetzt könne Wir net fehle. Sie fährt mit bis an die Grenz. Vielleicht aach noch e Bißle weiter.

Also noch emohl Oh refohr!

J. R., Esq.

Vun dem wege der Dolmetscherin brauche Sie der Alti nix ze sage. Sie wisse ja, wie so Fraue sein. Die denke immer glei was dabei.

Es is aach nit blos wege dem Dolmetsche. Es is wege der Sicherheit. Unser Dolmetscherin muß die Frentschmen immer explähne, daß Wir Amerikahns sein un keene Prössiähs. Oder denke Sie vielleicht, Mister Editer, Ich wollt Mich wege der Alti als preußischer Spion lynche lasse? Nit!

Oh refor
Der Obige, Esq.

Jahre im Gletschereise begraben.

Am 13. Juli 1865 brach der englische Professor Edward Whymper mit drei Freunden, Mr. Hadow, Mr. Wilson und dem 20jährigen Lord Francis Douglas sowie drei Führern von Zermatt aus zu einer Besteigung des Matterhorns auf. Die Ueberwindung des Bergriesen, die ersten, welche die Annalen des Alpensports verzeichnen, gelang, unmittelbar darauf aber erfolgte die schwerste Katastrophe, von der diese erzählen: Beim Abstieg vom Gipfel trat einer der Touristen fehl, verlor das Gleichgewicht, stürzte und riß die vor ihm stehenden drei Männer mit sich in eine Tiefe von benahe 4000 Fuß. Alle sieben waren zusammen angeseilt gewesen. Allein Whymper und zwei Führer, die zuletzt gingen, stemmten sich, als sie den Vordermann stürzen sahen, so fest gegen die Felswand, daß das Seil vor ihnen riß und sie am Leben blieben. Die Leichen Hudsons, Hadows und des Führers Michel Croz wurden nachträglich auf dem Schnee des Matterhorngletschers gefunden. Lord Francis Douglas' Leichnam konnte trotz eifrigster Nachforschungen, an denen sich auch der berühmte vor zehn Jahren gestorbene Naturforscher Professor Tyndall betheiligte, nirgends entdeckt werden. Nach Meldungen aus Genf wird dort angenommen, daß er vermöge der Thalwärtsbewegung des Zmuttgletschers im Laufe dieses Sommers zum Vorschein kommen wird, ähnlich wie im August 1879 die Ueberreste des im Oktober 1866 auf dem Glacier des Bossons verunglückten Kapitäns Arkwright von dem Gletschereise, das ihn 31 Jahre lang begraben hatte, herausgegeben wurde. Lord Francis war der jüngere Bruder des Marquis of Queensberry, der durch den von Oskar Wilde gegen ihn geführten Verleumdungsprozeß bekannt geworden ist, und ein Onkel von dessen Freund Lord Alfred Douglas. Der ehemalige Präsident des englischen Alpinistenklubs, Mathews, ist der Ansicht, daß der Verunglückte möglicherweise gar nicht auf den Zmuttgletscher, sondern in einer höher gelegenen Felsspalte auf der Nordseite des Matterhorns gestürzt ist, wo seine jemalige Auffindung so gut wie ausgeschlossen erscheint.

Einen guten, aber sehr gewagten Spaß

hat sich ein Stammtischfreund des Zwickauer Rathsdezernenten für das Polizeiwesen mit diesem geleistet. Kürzlich hatte nämlich ein „Gauner" die Abwesenheit des Stadtraths beim Frühschoppen benutzt und von dessen Haushälterin 200 Mark „herausgeschwindelt". Er brachte den „Schreibtischschlüssel" in einem Umschlage mit der Bitte des Stadtraths, dem Schreibtisch die Summe zu entnehmen und sie ihm, der plötzlich von liebem Besuch überrascht worden sei, durch den Ueberbringer zu übersenden. Der Schlüssel schloß nicht, aber die Hüterin der stadträthlichen Kasse wußte Rath und lieh sich die 200 Mark von einer Nachbarin. Auf die Ergreifung des „Gauners", der es gewagt hatte, sogar den Herrn Polizeigewaltigen in seinen vier Pfählen so raffinirt zu prellen, wurde ein Belohnung von 50 Mark ausgesetzt. Sie wird nie zur Auszahlung gelangen, denn der „Gauner" hat sich mittlerweile als ein guter Bekannter des Polizeichefs entpuppt. Der Herr Rath hatte nämlich am Stammtisch geprahlt, mit welcher Ruhe jeder Zwickauer das Haupt in den Schooß der Polizei legen dürfe, könne man daraus ersehen, daß er, der Polizeidirektor, sein Geld nur im Schreibtisch aufbewahre. Um ihn „ad absurdum" zu führen, hatte dann einer der Stammtischgenossen den Scherz in Szene gesetzt. Ob der Herr Stadtrath über die schließliche Aufklärung ebenso vergnügt ist wie seine Haushälterin, die ihre 200 Mark wieder erhalten hat, bleibt dahingestellt.

Zur Etymologie des Wortes „China".

Der französische General Frey, der sich in seinen Mußestunden mit Sprachstudien befaßt, glaubt in einer der französischen Akademie der Inschriften überreichten Studie interessante Beiträge zur Etymologie des Wortes „China" liefern zu können. Das Wort soll identisch sein mit dem grichischen Worte „Xenos" („fremd"), und dieses Wort sowie das grichische Wort „Xanthos" („gelb") sollen wieder nur Varianten der annamitisch-chinesischen Wurzel „Xanh. Xenh, Xinh" (bleichfarbig", „gelblich" und — im übertragenen Sinne — „seltsam", „fremd") sein. Die Occidentalen hätten also, wenn diese Etymologie richtig ist, die Einwohner des Reiches der Mitte, um sie genau zu charakterisiren, mit einem Namen benannt, der der chinesischen Sprache selbst entnommen ist.

Höchste Sorgfalt.

Chef (der einen neuen Geldschrank angeschafft hat, zu seinem Prokuristen): „Wo haben Sie denn das Stück Papier, auf dem die Combination der Schließvorrichtung angegeben war; ich bat Sie doch, es sorgfältig zu verwahren."

Prokurist: „Jawohl — ich habe es — in den Geldschrank gelegt!"

Der Fesselballon im Kriege.

Von C. George.

In dem blutigen ostasiatischen Kriege sind nicht allein die eigentlichen Waffen, sondern auch die sekundären Kriegsmittel wie die Telephonie, die Funkentelegraphie und die neuen optischen Instrumente neu erprobt worden, und schon tragen die Militärstaaten den neuen Erfahrungen, soweit es angängig ist, Rechnung. Nur in betreff eines Apparates scheint trotz seiner bereits hundertjährigen Existenz auch dieser Krieg die erwartete Klärung noch nicht bringen zu wollen. Es ist der Fesselballon, über den bisher kümmerlich und widersprechend die Berichte fließen, und man darf wohl auf das endgiltige Urtheil gespannt sein, inwieweit seine Anwendung dieses Mal in das Schlachtenglück einzugreifen vermochte. Schon im Jahre 1797 nahm der französische GenieOffizier Coutelle, auf dessen Anregung die erste militärische Luftschifferabtheilung formirt wurde, mit einem Fesselballon an den Kämpfen Frankreichs gegen Oesterreichs theil. Allein der Versuch mitglückte vollständig. Das heftige Schwanken der gefesselten Gaskugel bei Wind machte die Benutzung des Fernrohrs unmöglich; zudem vermochte man dem Ballon die nöthige Elevation nicht zu geben, und, wie es heißt, litt die Bemannung im Korbe schwer unter den Anfällen von Seekrankheit in den Lüften.

Napoleon I. konnte sich für eine Fortsetzung der Ballonversuche nicht erwärmen. Er hatte kein Interesse für technische Neuerungen. Versagte er doch selbst Fulton, dem Erfinder des Dampfschiffes, sein Ohr. Erst sein kaiserlicher Neffe ließ die Versuche mit dem Fesselballon fortsetzen, und nach einer Pause von einem halben Jahrhundert finden wir diesen bei Solferino wieder in Anwendung, dieses Mal schon in Verbindung mit der photographischen Kamera. Im amerikanischen Sezessionskriege und im Kampfe Brasiliens mit Paraguay spielte er eine große Rolle, schließlich ist er dann in den Jahren 1870—71, deutscherseits zwar resultatlos, auf französischer Seite aber mit leidlichem Erfolge, namentlich bei der Belagerung von Paris, benutzt worden.

Die kriegstechnische Verwendung des Fesselballons zum Zwecke der Aufklärung, Beobachtung und des Signalisirens findet bis auf den heutigen Tag in den Kreisen hervorragender Fachleute Freunde wie energische Gegner; namentlich fehlt es nicht an Stimmen, die der Kavallerie für Rekognozirungszwecke in allen Fällen den Vorzug geben. Die Fehler des Fesselballons sind: das Schwanken im Winde, das dem bewaffneten Auge die Ruhe des Gesichtsfeldes nimmt, seine Unzulänglichkeit bei Beobachtungen im hügeligen Terrain, die zeitraubende Gasfüllung und endlich die Hindernisse des Einholens und Nachschleppens des kostbaren Materials. Trotz alledem vermag der bemannte Fesselballon unter gewissen Umständen Vorzügliches zu leisten — besonders in der Ebene — und auch der unbemannte Ballon kann sowohl zu Signalzwecken als auch beim Auffangen funkentelegraphischer Mittheilungen gute Dienste erweisen. Gebührt dem französischen Hauptmann Coutelle das Verdienst der ersten Einführung des Fesselballons in den militärischen Betrieb, so dürfen sich die deutschen Luftschifferoffiziere von Parseval und von Sigsfeld rühmen, ihn für diesen Zweck tauglich gemacht zu haben. Der moderne Fesselballon, von seinen Erfindern Drachenballon genannt, ist das Ergebniß langwieriger Versuche. Er hat sich infolge seiner Ueberlegenheit der alten Konstruktion gegenüber in des Wortes verwegenster Bedeutung „im Fluge" Eingang in das Heerwesen fast sämmtlicher Länder verschafft und den Wirkungskreis der militärischen Luftschiffahrt beträchtlich erweitert. Der Ballon zeigt einen langgestreckten zylindrischen Gaskörper in der Hauptsache, dem sich hinten ein gekrümmter, mit einer Oeffnung versehener Luftsack anschließt. Die äußere Luft, die den letzteren aufbläht, sorgt infolge ihres Druckes für die Straffheit der Gashülle, die in höheren Luftregionen Neigung zur Bildung von Windtaschen zeigt, welche die Stabilität des Ballons sonst ungünstig beeinflussen würden. Seine neue Gestalt bietet dem Winde einen weit geringeren Widerstand, als die Kugelform und gestattet, selbst bei steifer Brise, ihm die nöthige Erhöhung zu geben. Die Bemannung des militärischen Fesselballons besteht meist aus zwei Offizieren, die mit einem Barometer, einem Kompaß, optischen Instrumenten, einer Kamera und Geländekarten u. s. w. ausgerüstet sind. Der Ball ist durch telephonische Leitung mit der Erde verbunden. Im Verlauf des ostasiatischen Krieges haben beide Parteien verschiedene Male Gelegenheit genommen, Fesselballons zu verwenden: die Japaner unter anderem bei der Einschließung von Port Arthur und bei Kiulientscheng und die Russen in der Schlacht bei Liaujan, bei der der Ballon trotz der geringen Höhe von 250 Meter, wie bereits in früheren ähnlichen Fällen, von der feindlichen Schrapnellsalve nicht getroffen wurde. Die Benutzung des Fernrohres hat gute Resultate gezeitigt, während Photographien von angemessen hochliegenden Aufnahmepunkten aus ein Unterscheiden von Freund und Feind nicht zulie-

ßen. Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß die Japaner bei Kiulientscheng auch vermittels eines bemannten Flugdrachens, wie ihn ähnlich die Amerikaner Cody und der englische Major Baden-Powell konstruirten, ihr Geschützfeuer korrigirt und so das Feuer ihrer Batterien wirkungsvoll gemacht haben wollen, das klingt verblüffend — wüßte man nicht, daß diese Japaner höchst listige und verschlagene Krieger sind. Sie berichten von der demoralisirenden Wirkung, die der in den Lüften schwebende Beobachtungsposten auf den Feind ausgeübt haben soll, der seine Stellungen und Beobachtungen für entdeckt hielt. Und wenn die Erzählung vom bemannten Flugdrachen aus vielen Gründen wahrscheinlich nur eine Finte ist — so ist sie doch wenigstens nicht übel erfunden.

Berliner Bärenjagd.

Eine kürzlich in Berlin erzählte ergötzliche Löwenjagd-Geschichte erinnert den „Berl. Lokalanzeiger" an einen nicht minder heiteren Vorgang in Berlin, dessen Helden ein großer, ausgewachsener Bär und der vor einigen Jahren verstorbene Besitzer der weiland Akademischen Bierhallen Theodor Müller waren. Letzterer, ein passionirter und weidgerechter Jäger, hatte mit einigen Freunden am Stammtisch gewettet, daß er binnen acht Tagen einen Bären zur Strecke bringen werde. In den nächsten Tagen wurde die Nachricht kolportirt, daß Müller nach den Karpathen zu reisen beabsichtige, um seine Wette dort zum Austrag zu bringen. Dann erhielten die Theilnehmer der Wette plötzlich die Einladung, Müller auf seiner Fahrt zu begleiten und sich an einem bestimmten Tage früh bei ihm einzufinden. Kosten sollten ihnen nicht erstehen, aber jeder möge für einen Tag Proviant mitbringen.

Als die Herren pünktlich antraten, fanden sie Müller in einiger Unruhe, die sich von Minute zu Minute steigerte. „So macht er es immer," mit diesen Worten stürmte Müller im Zimmer auf und ab. „Ich habe meinen Freund, den Direktor Bodinus vom Zoologischen Garten, eingeladen, mitzukommen; er hat zugesagt, und jetzt versetzt er uns. Aber — wissen Sie was, meine Herren, wir nehmen zwei Droschken und holen den Direktor ab; den Proviant verpacken wir mit und fahren von dort gleich nach dem Bahnhof!" So geschah es und in aller Frühe fuhren die besetzten Droschken vor dem Haupteingang des Zoologischen Gartens vor. Die Herren stiegen aus; Müller eilte voran. Da hielt er einen Augenblick und meinte: „Ich möchte wohl wissen, ob meine Hand zittert, wenn ich auf einen Bären anlege. Ach was, ich riskir's, ich drücke mal ab." Und Müller riß die Büchsflinte von der Schulter und eilte mit raschen Schritten dem Bärenzwinger zu. Die anderen voll Schrecken hinterdrein. „Mensch, Müller, machen Sie keine Dummheiten!" Aber Müller hörte nicht, seine Schritte wurden immer länger, und bevor die Freunde ihn eingeholt hatten, war das Schreckliche geschehen: ein Schuß dröhnte durch den stillen Morgen, vor dem Bärenzwinger stand Müller mit der noch rauchenden Büchsflinte und drin lag ein stattliches Bärenthier todt in seinem Blute. Nun aber schien Müller erst vom Jagdfieber ergriffen zu werden. Wild schwang er seine Büchse und schrie: „Jetzt zu den Löwen, und dann zu den Elephanten — hahaha! Die sollen mich kennen lernen!" Und schon sprang er wie ein Besessener den Weg entlang. Hinterher die entsetzten Freunde. „Um Gotteswillen, Sie machen sich unglücklich! Halt doch! Halt doch!" Aber Müller hielt nicht. Da erschien aus einem Gange heraus ein Herr, bei dessen Anblick Müller urplötzlich Halt machte und ihm die Hand reichte. Es war Direktor Bodinus, und nun erfolgte unter stürmischer Heiterkeit die Aufklärung. Müller hatte den Bären angekauft und von Bodinus, der in die Wette eingeweiht war, die Erlaubniß erhalten, ihn in einem Zwinger zu erschießen.

Müller hatte seine Wette glänzend gewonnen und ein etwas festhaftes Frühstück, wozu der mitgenommene Proviant diente, beschloß den gelungenen Scherz. Der Bär aber wurde nach den Akademischen Bierhallen gebracht und ausgestellt. In der Schußwunde steckte ein Stäbchen mit einer Fahne und der Inschrift: „Geschossen von Theodor Müller am . .ten 18 . ." Schulen kamen, das erlegte Unthier zu besichtigen, und auf der Speisekarte der Akademischen Bierhallen erinnerte noch längere Zeit der „Bärenschinken" an die fröhliche „Bärenjagd in Berlin."

Falsch verstanden.

„Sie bitten um die Hand meiner Tochter? Ja, sind Sie denn in der Lage, eine Frau unterhalten zu können?"

„Aber ich bitte Sie, bei meinem Humor!"

Zarter Wink.

Kellner: „Habe die Ehre, empfehle mich, Herr Professor!"

Gast: „Wieso kommen Sie auf den Gedanken, mich per Herr Professor anzureden?"

Kellner: „Bitt' schön, weil S' halt gar so vergeßlich sind auf's Trinkgeld!"

Eine elektrische Gegend.

Der Grad der Feuchtigkeit ist für die Aeußerung elektrischer Kräfte von großem Einfluß, und von den merkwürdigen Effekten der Elektrizität in gewissen Ländern, die sich durch ein ungewöhnlich trockenes Klima auszeichnen, ist oft die Rede gewesen. Selten aber mögen sie so wunderbare Formen annehmen, wie sie Professor Buller von der Universität des canadischen Staates Manitoba aus der Gegend von Winnipeg beschreibt. Auch dort ist die Atmosphäre meist außerordentlich arm an Wasserdampf. Während der Wintermonate insbesondere ist die Luft so trocken, daß die mit Elektrizität geladenen Körper ihre Ladung nur sehr langsam verlieren, weil trockene Luft die Elektrizität schlechter leitet als feuchte. Ist es nun gleichzeitig noch recht kalt, indem, wie es in jenem Gebiet nicht selten vorkommt, das Thermometer eine Woche lang und darüber zwischen Minus 17 und Minus 40 Grad steht, so ruft die geringste Reibung, wie die des Fußes auf einem Teppich, eine elektrische Ladung hervor. Berührt man einen metallischen Gegenstand, etwa eine eiserne Bettstelle oder eine Drahtleitung, so entsteht ein sichtbarer geräuschvoller Funken. Im Hotel Manitoba, das unlängst von einer Feuersbrunst zerstört wurde, gab es einen Tanzsaal, dessen Decke durch eiserne Säulen gestützt war. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatten die Tänzer, wenn sie eine der Säulen streiften, durch elektrische Entladungen ernstliche Verletzungen davon getragen. Oft haben die Damen unter solchen merkwürdigen Zuständen der Atmosphäre große Mühe, sich zu frisiren, weil die Haare sich derart mit Elektrizität laden, daß sie sich sträuben und gar nicht zu regieren sind. Die Männer können dieselbe Erscheinung beim Kämmen beobachten, wobei, wenn es etwa im Dunkeln geschieht, Tausende kleiner Fünkchen sichtbar werden. Noch märchenhafter klingt die Angabe, daß es in Ermangelung eines Streichholzes genügen soll, mit dem Fuß etwas lebhaft auf einem Teppich hin und her zu streifen und dann einen Finger an einen eisernen Gasarm zu halten, um das Gas durch einen überspringenden Funken zu entzünden. Wir bemerken ausdrücklich, daß die Mittheilungen von Professor Buller vor dem 1. April im Druck erschienen sind.

Ein vielseitiger Mann

war Lord Grimthorpe, der infolge eines Falles im hohen Alter von neunzig Jahren in diesen Tagen in London gestorben ist. Der Lord hat sich in mancher Beziehung einen Namen gemacht. Er war einer der erfolgreichsten englischen Juristen und erwarb sich als solcher ein Vermögen, das ihm eine Jahreseinnahme von 100,000 Pfd. St. sicherte. Bekannt wurde er jedoch durch die Herstellung des „Big Ben", d. h. der großen Uhr von Westminster, die er anfertigte, während er noch Mr. Beckett-Bedison hieß. Auch als Restaurierer alter Kirchen machte sich Lord Grimthorpe einen Namen, der allerdings weniger wohlklingend ist als der, den er sich durch „Big Ben" schuf. Er enttäuschte nämlich die Architekten sehr dadurch, daß er selbst die Pläne zu den von ihm beabsichtigten Bauten entwarf und sie selbst ausführte. Dies hatte zur Folge, daß ihn die Architekten bitter befehdeten. Sein Name kam durch diesen Groll der Architekten sogar in den englischen Wortschatz, und in einem amerikanischen Lexikon der englischen Sprache kann man heute lesen, daß das Zeitwort „to grimthorpe" bedeutet: „unter Verschwendung großer Geldsummen ein altes Gebäude verunstalten." St. Albans ist von Lord Grimthorpe restaurirt oder, wie seine Gegner sagen: „vergrimthorped" worden. Der Verstorbene war Mitgleid des Parlaments.

Die Gustel von Blasewitz.

Als Schiller sich in Loschwitz befand, besuchte ihn der Kapellmeister Naumann häufig, und beide machten gewöhnlich Abends Spazierfahrten auf der Elbe. Dabei wurden sie oft durch den Gesang der schönen Auguste, der Tochter des Gastwirthes zu Blasewitz am anderen Ufer, überrascht und angelockt. Auguste aber floh gewöhnlich vor dem Dichter und dem Musikanten; vielleicht hielt sie es für Spott, wenn Naumann sie aufforderte, zum Theater zu gehen, oder es erschienen ihr nach den damaligen Ansichten die Jünger der freien Künste nicht ehrlich. Thatsache ist es, daß sie mit Schiller, der sie herzlich lieb hatte, kaum zehn Worte gewechselt hat. Da schwur der Dichter der Spröden, sie aus Rache auf das Theater zu bringen, und er hat sein Wort bekanntlich in Wallensteins Lager gelöst. Die Gustel von Blasewitz lebte bis 24. Februar 1856 in Dresden als hochbetagte Matrone und Wittwe des Senators R., sprach aber nur höchst ungern von ihrem Abenteuer mit Schiller, dem sie es niemals verzeihen konnte, daß er ihr ein komisches Denkmal setzte.

Originelle Rechnung.

Armenvorsteher: „Aus wieviel Köpfen besteht Ihre Familie?"

Frau: „Mal aus elf und mal wieder aus zehn."

Armenvorsteher: „Na, wie kommt denn das?"

Frau: „Weil mein Mann bei so viel Köpfen manchmal seinen eigenen verliert."

Verwechselt.

„Sie haben Ihren neuen Diener schon wieder entlassen?"

„Ja! . . . . Kürzlich befahl ich ihm, den Weinkeller aufzuräumen, und als ich nach einer Stunde hinunterkam, war der Keller voll Unordnung — er aber sehr aufgeräumt!"

Beim Anwalt.

„Unser Dienstmädchen muß ich entlassen; sie bestiehlt mich immerwährend. Darf ich ihr das in's Buch schreiben?"

„O ja. Sie müssen sich aber sehr vorsichtig ausdrücken."

„Ja, wie denn?"

„Schreiben Sie doch: „Entlassen, weil sie alles sehr leicht nimmt."

Eine weise Einrichtung.

„'s Trinken is d' Hauptsach; ohne Essen kann's der Mensch lange aushalten."

„Freili, sunst müast ja d' Familie verhungern, wenn der Vater seinen Durscht stillt."

Ein gebranntes Kind.

Arzt (zu seinem kleinen Patienten): „Streck mal die Zunge heraus, Karlchen!"

Karlchen: „Nein, das thu' ich nicht, das hab' ich mal beim Lehrer gethan und da hat er mich fürchterlich verhauen!"

Appell an die Wissenschaft.

„Im Namen der Münchner Schenkellner thäten mir 'n Herrn Professor bitten, zu konstatiren, daß, wenn mir besser einschenken thuan, dös an groß'n Schaden ausüb'n thät auf's Münchner Bierherz!"

Aufklärung.

„Es ist mir aufgefallen, daß die Herren der Hofgesellschaft ihre Augen immer so sehr zusammen kneifen."

Einheimischer: „Ja, wissen Sie, unser neuer Fürst hat von Natur sehr winzige Sehorgane und seitdem sind kleine Augen modern."

Die moderne Frau.

„Liebes Weiberl, ich habe an meinem Frack einen Knopf verloren."

„Nun, ich will ihn Dir dies eine Mal annähen — aber Du mußt mir versprechen, daß Du es Niemand sagst!"

Rückzug.

Sie: „Ach, Edgar, mein Vater hat Bankerott gemacht!"

Er: „Das sieht ihm ähnlich — ich dachte mir gleich, er würde alles thun, um unsere Verbindung zu verhindern."

Schlechter Erfolg.

Journalist (der seinem Onkel einen Brandbrief geschrieben hat): „Schickt mir der Knauser fünf Mark auf den vier Seiten langen Brief . . . das macht für die Zeile noch nicht fünf Pfennige!"

Dispensirt.

A. (in der Kneipe, erstaunt): „Zwölf Maß Bier haben Sie getrunken; ich denke, Sie sind Mitglied des Mäßigkeitsvereins?"

B.: „Allerdings; aber diesen Monat habe ich meinen Beitrag nicht bezahlt!"

Ein Heuchler.

Gattin (im Photographie-Album herumblätternd): „Aber Emil, auf dieser Photographie machst Du ein trübes, melancholisches Gesicht!"

Gatte: „Ach, ja! . . . Das ist eine Aufnahme, als Du in der Sommerfrische warst!"

Verweis.

E(kurz nach der Hochzeit): „Aber Marie, das braucht doch nicht an mir abgespart zu werden, daß Du so viel Geld für Heirathsinserate ausgegeben hast!"

Sie: „So?! Hättest Du Dich doch früher gemeldet!"

Ein Held.

Polizeikommissär: „Sie haben den Dieb in Ihrem Zimmer gesehen?"

Herr: „Ja."

Polizeikommissär: „Weshalb haben Sie ihn denn nicht wenigstens verscheucht?"

Herr: „Weil er mich verscheuchte."

Unter Beamten.

„Wie ist denn der neue Kollege?"

„Uebermäßig fleißig! Ich glaube, wenn wir dem nicht mit so gutem Beispiele vorangingen — der würde acht Stunden hintereinander arbeiten!"

Aus einer Abschiedsrede.

„Und wenn Sie nun denn wirklich aus unserer Mitte scheiden, hochverehrter Herr, so nehmen Sie die innigste Versicherung mit, daß Sie in unser aller Herzen ein warmes Denkmal zurückgelassen!"

Vor Gericht.

Richter: „Wie konnte denn nur diese wüste Rauferei entstehen?"

Angeklagter: „Na, na, Herr Richter, sagen Sie einmal zu dem Herrn Staatsanwalt „Lump", der schreit „Spitzbub" . . . da wollen wir einmal sehen, ob Sie nicht auch im Handumdrehen unter dem Tische liegen."